

Paul Celan

Autor(en): **Böschenstein, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **45 (1965-1966)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Paul Celan

BERNHARD BÖSCHENSTEIN

Tübingen, Jänner

Zur Blindheit über-
redete Augen.
Ihre — «ein
Rätsel ist Rein-
entsprungenes» —, ihre
Erinnerung an
schwimmende Hölderlintürme, möwen-
umschwirrt.

Besuche ertrunkener Schreiner bei
diesen
tauchenden Worten:

Käme,
käme ein Mensch,
käme ein Mensch zur Welt, heute, mit
dem Lichtbart der
Patriarchen: er dürfte,
spräch er von dieser
Zeit, er
dürfte
nur lallen und lallen,
immer-, immer-
zuzu.

(«Pallaksch. Pallaksch.»)

(*Die Niemandrose*, S. 24)

Die Augen, die sich überzeugen ließen, daß ihnen Blindheit gezieme, haben unter der «Trübung durch Helles» (ebd. S. 12) gelitten. Blindheit ist ihnen kein Verlust, eher das Gegenteil: «Wer/sagt, daß uns alles erstarb,/da uns das Aug brach?/Alles erwachte, alles hob an» (ebd. S. 19). Der «Psalm» an Niemand (ebd. S. 23) beschreibt die «Niemandrose», als die wir aufblühen. Ihr ordnet sich die Blindheit zu. Das Auge spricht in dieser Dichtung oft die

Sprache des Sprachlosen. Diese Sprache hat die Blindheit in sich aufgenommen. Ihr kann ebensowohl das Auge aus dem «Land Verloren» (ebd. S. 22) wie das blinde Auge entsprechen. Verlorenheit wird Nähe («Große, graue,/ wie alles Verlorene nahe/Schwestergestalt» [ebd. S. 25]). Aus der Blindheit der Augen steigt die Erinnerung an eine andere Blindheit, die jetzt über die Zeiten hinweg verwandtschaftlich nahe rückt. Es ist die Blindheit dessen, der in einem Turm am Neckar die zweite Hälfte seines Lebens hindämmern ließ. Dieser Blinde war aber der Sehendste. So ist jetzt auch der, der ihn aus der Ferne sieht. Beide entsagen dem Licht, weil sie das Licht reiner erkennen, reiner bestimmen können aus seiner Abwesenheit. Der «Blinde Sänger» in Hölderlins Ode bedarf der Nacht, um wissend die Welt aus dem Geist zu erfahren. Ödipus, dem er sich angleicht, wurde die Blendung als Geschenk Apolls zuteil, auf daß er dessen Gottheit verstehe und daran sich selbst ermesse. Nur: die Verklärung des «umnachteten» Hölderlin ist, anders als die strahlend umarmte neue Gegenwart im «Blinden Sänger», jeglicher Zeit enthoben. Die Erkenntnis des heutigen Dichters wagt gar überhaupt nicht mehr, Licht aus dem Dunkel zu zeugen. Ihm wird das Dunkel noch mehr als nur Stellvertretung des Lichts. Ihm wird es einziger Raum des Sehens.

Jene Erinnerung an den früheren Dichter der Blindheit steigt aus der Versunkenheit, steigt aus dem Spiegelbild, das der Neckar zurückwirft. Dieses vervielfacht das Gewesene. Der Turm, der Schreinermeister, der in ihm wohnte und den Dichter beherbergte, sind nicht mehr sie selber, sind, kraft ihrer Allgemeinheit, Mehrzahl geworden. Die Möwen ersetzen die Schwalben um den Kirchturm im späten, von Waiblinger überlieferten Gesang («In lieblicher Bläue. . .»). Ihr frühlingshaftes Versprechen wird in Winterlichkeit umgemünzt.

Solche Rückkehr in Vergangenes führt bis zum Ursprung, der die damalige Dichtung ins Leben gerufen hat. Ein Rätsel bleibt um das damalige wie um das heutige dichterische Wort. Von wem berufen, aus welcher Kraft, zu welchem Werk kommt Sprache herauf? Die Rheinhymne, der das Zitat «Ein Rätsel ist Reinentstammung» angehört, denkt die Geburt des halbgöttlichen Stroms nicht ohne den Vergleich mit der Geburt des Gesangs. Das Rätsel der Rheingeburt gründet in der notwendigen Verkennung einer göttlichen Substanz in irdischer Gestalt. So hörte auch Christus erst dann auf, «rätselhaft» zu sein, als er seinen Zusammenhang mit dem Vater am Ende der Zeit erwiesen hatte. (Lesart zu «Versöhnender. . .», Gr. Stg. A. 2, 706, 6ff.) Die Verkennung des Hölderlinschen Gesangs wurde von Hölderlin gefördert, sie sollte seine Mitwelt vor der Gefahr geistigen Brandes schützen. Darum spiegelt seine reife Dichtung immer deutlicher die «einfältigen Augen», die «Abgründe der Weisheit» bewahren («Patmos», V. 117ff.). Der heutige Dichter ist dieser Not noch viel strenger ausgesetzt. Er deutet selber auf diesen unermesslichen zeitlichen Abstand. Er bezeugt ihn in einer Sprache, die als eine zerschlagene gelten

will. Nur so kann sie wahr bleiben. Nur so kann sie sich fernhalten von der Versuchung zu festlegenden, von der jüngsten Geschichte längst miteroberten Bildern des Sprachgebrauchs. Der Dichter muß mit seiner Sprache «über/die Menschen-Hürden» reiten (ebd. S. 11). Und selbst dann wird er vielleicht nicht verhüten können, daß «sie/logen unser Gewieher/um in eine/ihrer bebilderten Sprachen».

Die Worte sind hier ohne Boden, entstammen der Nähe zu dem Versunkenen, kommen gleichsam aus dem Grabe. Wenn Hölderlin wiederkehrte, er müßte noch viel verhüllter, noch viel blinder sprechen. Sein Kommen wäre wieder ein Einbruch unverstandenen Lichts. Der Lichtbart der Patriarchen spricht die majestätische Verhüllung durch die Helle der Sicht aus. Die harrenden Vorbereiter der Gottesankunft, die die Hymne «Am Quell der Donau» in den Patriarchen und Propheten nennt, dieselben, die ahnungsvoll der «Mutter Erde» gedient haben (Lesart Gr. Stg. A. 2, 683, 24), werden jetzt in die gegenwärtige Gestalt eines neu erscheinenden Hölderlin überführt. Auch er wird nun durch die seit ihm verstrichene Zeit nicht eingelöster Prophetie zu den Ahnen der Gotteserwartung gesellt. Seine Rückkehr wäre nicht mehr an seine historische Person gebunden: abzusehen wäre von der Sprache seiner Epoche, der die Teilnahme am Geist in der Gegenwart und in bevorstehender nächster Zukunft an der Stirne geschrieben stand. Jetzt wird er namenlos, «ein Mensch» sein. Denkt Celan an diese mehrmals in den spätesten Gedichten begegnende Formel Hölderlins? Dieser Mensch käme zur Welt als ein von ihr ganz Verschiedener. Seine Verschiedenheit von der Welt läßt über die Zeiten hinweg den heutigen Dichter sich in ihm begreifen, in einer geheimnisvollen, überaus konkreten Überführung, vergleichbar der Ablösung der Glieder, die Celan dem Namen Ossip anheftet (worin der Dichter Mandelstamm wiederkehrt), um so erst er selber zu werden (ebd. S. 82). (*Die Niemandrose* ist dem Andenken Ossip Mandelstamms gewidmet.) Der so Erschienene faßt den älteren und den heutigen Dichter in *eine* Gestalt. Er spricht, wie der Umnachtete zuweilen tat, wie der jetzige Dichter im Augenblick seines Gedichts tut: lallend.

Die *Niemandrose* findet ihre Gestalt unter dem Druck eines nie zu verschweigenden Vorgangs, dem die «umhurten» Worte nicht zu Diensten stehen dürfen. An ihre Stelle tritt das «erschwiegne» Wort, dessen Gestalt in *Sprachgitter* noch der Wiederholung vertrauen durfte, in der *Niemandrose* aber nur aus der Zerschlagung sich gewinnt. Es ist das Wort des «Partikelgestöbers», das Wort, das tausendfach zerteilt die Stelle des unteilbaren Worts angetreten hat, vergleichbar der Aufteilung des göttlichen Leibs unter die Beter, in «Tenebrae» (*Sprachgitter*). «Gott, das lasen wir, ist/ein Teil und ein zweiter, zerstreuter:/im Tod/all der Gemähten/wächst er sich zu.» (*Die Niemandrose*, S. 16.) Sein Wort heißt «Nimmer» (ebd. S. 31). Dieses Wort hat die Entstaltung mitvollzogen, die der Zeuge seiner Zeit ihr zu offenbaren hat. «Ihr meine mit mir ver-/krüppelnden Worte» (ebd. S. 35). Aber in dieser Verkrüppelung

bewahrt sich deren Gegenteil: «ihr/meine geraden.» Das Lallen wird in der Figur des Paradoxons aus sich selber errettet. So steht es mit dem Wort «Pallaksch. Pallaksch». Es ist ein «Blindenwort». Es kann als bloßes Lallen wirken. Aber es kann sich auch mit Sinn beladen. Allein darin liegt schon die Aufhebung aus dem Widerspruch. Der Sinn selber aber enthält diesen Widerspruch:

Christoph Theodor Schwab berichtet 1846 über seine Besuche bei dem kranken Dichter: «Ein Lieblingsausdruck war das Wort pallaksch! man konnte es das eine Mal für ja, das andere Mal für nein nehmen.» Celan setzt es doppelt hin, um beides gesagt zu haben. So galt schon dem, der den letzten Spruch sagte, die Weisung: «Sprich —/Doch scheidet das Nein nicht vom Ja... Beim Tode! Lebendig!/Wahr spricht, wer Schatten spricht.» (*Von Schwelle zu Schwelle*, S. 59.)

In der *Niemandrose* wird selbst das Wortgestein von solcher Spaltung — zwischen Sinn und Gestalt — betroffen, sei es durch die Doppelung in *einem* Wort — «wannwann» —, sei es durch die Zerteilung, die sich neu zusammenfügt: «mit den Men, mit den Schen, mit den Menschen».

Daß das fremde Wort sich als das letzte des Gedichts einstellt, ereignet sich öfters in der *Niemandrose*. Auch darin erscheint ein Paradox: lange zurückgehalten, in Umschreibungen angekündigt, befreit es sich aus der Sprachlosigkeit und steht nun selber steinern und unbekömmlich da, als das Unauflöslliche.